

# Ein Hauch von Revolution

German Pop gab es tatsächlich, vertreten durch Künstler, die das Verhältnis zu Medien und Fotografie erneuert haben. Aber man müsste sie anders zeigen, als die Frankfurter Schirm es jetzt tut

VON GEORG IMDAHL

Es gibt Ausstellungen, bei denen schon der Titel suggeriert, es hätte sie eigentlich schon längst mal geben sollen. „German Pop“ in der Schirm Kunsthalle Frankfurt ist so eine Schau. Egal, dass in den letzten Jahren diverse Museen auf Spurensuche gegangen sind, um vergessene Künstler und einst ignorierte Künstlerinnen wiederzuentdecken oder ganze Ausstellungen aus den frühen Sechzigerjahren zu rekonstruieren – erst mit dem englischen Label kommt dieses deutsche Phänomen publikumswirksam auf die Tagesordnung. Typisch clevere Schirm, denkt man: Der hochtourigen Ausstellungsmaschine gelingt es eben immer wieder, eigene Marken zu produzieren.

Doch in diesem Fall hat sich nicht etwa die Schirm den griffigen Titel einfallen lassen, er findet sich schon 1963 in der Bemerkung eines unbekanntes Malers namens Gerhard Richter. Der propagierte damals mit Mitstreitern im Rheinland einen fröhlichen „Kapitalistischen Realismus“ und rief Amerika selbstbewusst zu, die Pop-Art sei dort ja wohl nicht allein erfunden worden; sie sei für ihn auch „kein Importartikel“. Richter war aus der DDR in den Westen gekommen, er hatte noch den sozialistischen Realismus praktiziert und malte nun in Düsseldorf Bilder, für die er Worte ins Spiel brachte wie Junk-Culture, Naturalismus und eben – German Pop. Da er dies kundtat, kam er soeben von einem heute legendären Fluxus-Event in der Kunstakademie Düsseldorf und ließ sich von dessen „Freiheitsimpuls“ anstecken.

Ganz ähnliche Vokabeln hatte schon 1959 Claes Oldenburg über die „popular culture“ notiert, er verstand darunter die Stadt, den Lärm, den Dreck, also Junk, und wollte eine Kunst, die sich „auf den ganzen Mist des Alltags einlässt und doch gewinnt“. Der junge Oldenburg war da soeben in den Bann des New Yorker Happenings geraten, das dem europäischen Fluxus vorangegangen war: Auch hier machte die Verschmelzung von Kunst und Leben in der Aktion den besonderen Kick aus.

## Pop-Art war definitiv ein Import aus den USA. Wichtig ist, was hier die Künstler daraus machten

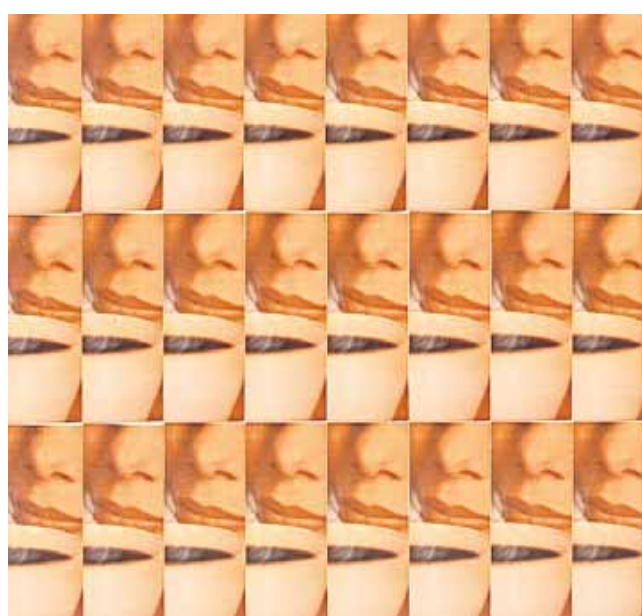
Wenn die Ausstellung „German Pop“ eines ganz deutlich demonstriert, dann dies: Pop-Art in Deutschland war definitiv ein Import. Was die Bedeutung der frühen Arbeiten von Richter, Sigmar Polke, Konrad Fischer-Lueg nicht im Geringsten schmälert. Es kam nur darauf an, was die Künstler daraus machten: ob sie im Mittelmaß steckenblieben wie beträchtlich viele Künstler der Frankfurter Schau – oder eben eigenes Kapital daraus schlagen konnten. Der Ertrag konnte nur nachhaltig sein, wenn Pop-Art mehr sein sollte als eine Umarmung des Alltags in all seiner Banalität. Die Frau, die sich entkleidet und ihre Unterwäsche dem Blick preisgibt oder das Damenhaupt mit Lockenwickler; allerlei futuristische Fabelwesen mit Hosenträgern; stilisierte Figuren mit Kreis und Landschaft als Kopf und Bauch oder Fußballfans im Zerspiegel sind Sujets von Künstlern, deren Werke man hier nicht dem Vergessen entreißen müsste.

Auch dann nicht, wenn sie, gut gemeint, als Collagen gegen Krieg und Konsum aufbegehren. Es gibt Ausnahmen wie die Stillleben mit aufblasbaren Fröschen, Enten und Seepferdchen von Christa Dichgans. Sie sind motivisch so dreist, ja dummdreist, dass sie tatsächlich noch immer provozieren. Das will etwas heißen. Regelrecht postmodern.

Trotzdem ist mit der Materialbasis das zentrale Problem der Ausstellung auch schon benannt. So sympathisch ihr Ansatz sein mag, anhand von 35 Künstlern nicht nur mit den großen Namen punkten zu wollen, sondern an der Basis eine „Archäolo-



Mehr als eine Umarmung des Alltags in seiner Banalität: Christa Dichgans' „Stillleben mit Frosch“, 1969 (oben). Unten links: Eine Arbeit Peter Roehrs von 1964, ohne Titel. Unten rechts: Gerhard Richters „Motorboot“, 1965. ABB.: FARBANALYSE, AXEL SCHNEIDER, GERHARD RICHTER



gie des Jahrzehnts“ zu versuchen: Sie kriegt einfach nicht genug überzeugende Bilder zusammen, um die Behauptung einer relevanten deutschen Pop-Art zu unterfüttern.

Weshalb auch ihre Gliederung bieder bleibt, der zufolge vor allem in Düsseldorf, Frankfurt, Berlin und München à la Pop-Art gemalt, collagiert, gefilmt wurde. Außerhalb dieser angeblichen Zentren und schon gar in den eigentlichen Brutstätten der Pop-Art, in London und New York, dürfte es herzlich egal sein, ob dieses oder jenes Bild hier oder dort das Atelier verlassen hat. Indem die Schau den Pop aus Deutschland in Regionen aufteilt, provinzialisiert sie ihn ungewollt, aber gnadenlos.

Immerhin lässt sie erahnen, dass sich mehr aus ihr machen ließe. So teilen die überzeugenden Arbeiten spontan mit, warum die Pop-Art so umwälzende Folgen haben konnte. Der „US-Pop“ zeichnet sich ja nicht vorrangig dadurch aus, dass er

„cool“, „knackig-frisch“, „glamourös“ oder „ungebrochen optimistisch“ wäre, wie es im Katalog heißt. Vielmehr hat er das Verhältnis zu Fotografie und Massenmedien in der Kunst revolutioniert, die Reproduktion des Bildes zum Inhalt seiner selbst gemacht und mit seiner Ironie und seinem Zynismus die Wertbegriffe der Kunst ausgehöhlt.

Das haben in Deutschland nur wenige so klar gesehen wie Peter Roehr. Niemand ließ Warenfetischismus und Werbung visuell so bestechend im Raster aufgehen wie die 1968 im Alter von 24 Jahren gestorbene Frankfurter Künstlerlegende. Der junge Thomas Bayrle tapezierte, ebenfalls in Frankfurt, Wand und Boden mit einem Schuh-Muster und ließ Schaufensterpuppen mit Regenmäntel posieren; in einer anderen Arbeit rekonstruierte er das Ornament der Masse auf dem Gelände des Reichsparteitags in Nürnberg in einem Schaukasten, vor dem sich ein Arm mit Ha-

kenkreuz erhebt; er filtert damit die Widersprüchlichkeit des Wirtschaftswunders heraus. Wolf Vostell ließ einen B-52-Bomber Lippenstifte auf die Erde regnen. Ferdinand Kriwet schnipselte, ebenso faszinierend wie befremdend, in einer hektischen Film-Ton-Collage Impressionen aus New York zusammen. Die kleine Auswahl belegt: Weniger Künstler mit mehr Arbeiten zu zeigen, wäre in Frankfurt wohl ergiebiger gewesen.

So bleibt „German Pop“ eine jener Ausstellungen, die man eben mal gemacht haben kann. Aber auch besser hätte machen können. Wer nach dem Besuch der Schau ins benachbarte Museum für Moderne Kunst geht und dort Warhol und Lichtenstein sieht, atmet durch. Das ist Pop-Art.

German Pop. Schirm Kunsthalle Frankfurt: Bis 8. Februar 2015. Katalog (Verlag der Buchhandlung Walther König) 48 Euro. www.schirm.de

# Die Sehnsucht nach einer schönen DDR

Ein Berliner Theaterabend über Ronald M. Schernikau

Die Utensilien dieses Lebens beanspruchen nicht viel Platz: Bett und Schreibmaschine braucht es, Pissoir und Marx-Kopf, Bücher, Bad-Schränkchen, Tempobohnen und das Heck des Audis, in dem das Kind Ronald M. Schernikau mit seiner Mutter von Magdeburg aus in die Bundesrepublik floh. Er wurde in ihr nicht heimisch, sehnte sich in die DDR zurück, bis er, der viel versprechende, wenig gelesene Autor, am 1. September 1989 nach Berlin-Hellersdorf übersiedeln durfte. 1991 verstarb er, 31-jährig, an den Folgen von Aids.

„Die Schönheit von Ost-Berlin“ heißt der kurzweilige Abend, mit dem die Kammerstücke des Deutschen Theaters Berlin an Ronald M. Schernikau erinnern. Aber die Schönheit des Ostteils der Stadt scheint nicht auf. Sie lag in der Einbildungskraft des Dichters, der unbeirrt glauben wollte, dass die DDR schön sei, weil sie so viele Möglichkeiten berge und diese gar nicht kenne.

## Schernikaus Leben lief quer zum Gang der Zeitgeschichte. Am Ende war er unrettbar einsam

Das Bühnenbild von Peter Baur fasst die Bedingungen dieses Daseins genau. Beengt geht es zu, erst in der westdeutschen Kleinstadt, in der Schernikau aufwuchs, dann im ummauerten Westberlin, auf der Insel. Im Hintergrund Poster und Schriftzüge zur deutsch-deutschen Teilungsgeschichte. Aus dieser beschränkten, von Bedeutungen umstellten Welt flieht Schernikau, der historische wie die Bühnenfigur, in seine eigene: Kommunismus als Camp.

Sein Äußeres besitzt ikonische Züge, langes, feines Haar und auf der Oberlippe ein Flaum, als gelte es der Männlichkeit ironisch Reverenz zu erweisen. Bastian Kraft, der die Außenseiter-Revue mit Texten Schernikaus verfasst und inszeniert hat, lässt den Dichter vierfach auftreten: ein Individuum nach Andy Warhol.

Das Deutsche Theater war selbst ein wichtiger Ort der Revolution von 1989: Schauspieler, die am besten Haus des stillen Landes mit Heiner Müller probten, organisierten mit anderen die große Ost-Berliner Demonstration vom 4. November, am DT hatte Walter Janka, der legendäre Aufbau-Verleger, Opfer des Ulbricht-Stalinismus, Ende Oktober 1989 aus seinem Buch „Schwierigkeiten mit der Wahrheit“ gelesen.

Nun, 25 Jahre danach, hört man an dieser Stelle Sätze aus Schernikaus Rede auf dem letzten Kongress des DDR-Schriftstellerverbandes: „Am 9. November 1989 hat in Deutschland die Konterrevolution gesiegt. Ich glaube nicht, dass man ohne diese Erkenntnis in der Zukunft wird Bücher schreiben können.“ Schernikaus Leben lief quer zum Gang der Zeitgeschichte; schön, dass ein Theater das Material nutzt, dem allgemeinen Einverständnis, dem Harmonismus der Erinnerungen etwas entgegenzusetzen. Leider verpufft das in Pointen, die biografische Revue bleibt ohne Spannung, ohne tiefere Einsicht.

Die Sehnsucht nach der DDR hat ihm die Mutter ins Herz gepflanzt. Wie das geschah, berichtete Schernikau selber in „Irene Binz“. Margit Bendokat spricht als Mutter die wunderbaren Sätze, Blankverse voll großer Leichtigkeit. Wann immer es um die Geschichte der Flucht, der missglückenden Ankunft im Westen geht, gewinnt der Zuschauer eine Ahnung von Tragik, schuldloser Verstrickung. Naiv klingt Bendokat, aber nicht aus Unbedarftheit. Diese Naivität entsteht aus Liebe zum Sohn – und aus dem unbedingten Willen zur Wahrhaftigkeit. Die Mutter, Mitglied der SED, ließ sich vom Vater, der in den Westen geflohen war, zum Nachkommen überreden. Der Versuch, den viele andere mit dem Leben bezahlten, glückte, bald aber stellte sie heraus, dass der Mann im Westen bereits wieder eine Frau und Nachwuchs hatte. Warum er sie nachkommen ließ? War-

um sie dennoch mit ihm ein gemeinsames, heimliches, halbes Leben probiert?

Deutlich ist sie nur gegenüber den Behörden, beharrt darauf, nicht aus politischen Gründen geflohen zu sein: „Ich bin privat hier.“ Damit verliert sie materielle Ansprüche, muss sehen, wie sie sich und den Sohn durchbringt. Da mag die Erinnerung an die DDR Rückhalt und Trost geben haben.

In der Schule verliebt sich der Sohn in einen Mitschüler und provoziert einen Skandal. Er schreibt darüber und wird mit „kleinstadtnovelle“ im Jahr 1980 zur Hoffnung der deutschen Gegenwartsliteratur. Zwei der Bühnen-Schernikaus spielen die Szene nach: Thorsten Hiere als „b.“, Elias Arens als Leif. Das Private berührt. Aber wenn dann die Tuntentruppe ein herrliches Trash-Stück Schernikaus gibt und dies auf der Rückwand der Bühne in Handkamera-Großaufnahme zu sehen ist, wenn schließlich der Dichter, der sich mühsam einen Studienplatz am Leipziger Literaturinstitut „Johannes R. Becher“ erarbeitet hat, vergeblich versucht, das ökonomische Grundgesetz des Sozialismus auswendig zu lernen, dann versandet die individuelle Geschichte im platt Kabarettistischen.

In seiner Abschlussarbeit für Leipzig – „die tage in l.“ – hat Schernikau sein privates Leben zu politisieren versucht, den Traum von einem Kommunismus für schwule Schlagersängerinnen mit Alltagsbeobachtungen vermischt. Die Inszenierung findet dafür keine Bilder. Statt dessen zeigt sie den Genossen Schernikau auf dem Weg in die Isolierung: Peter Hacks kraut einem Schernikau den Hals, als gelte es einen Hund zu beruhigen, schwafelt von Genie-Potenzial – und hilft doch nicht. Elfriede Jelinek und Gisela Elsner sind mit sich beschäftigt. Nicht einmal seiner Mutter hat Schernikau seine Krankheit verraten. Angesichts dieser unrettbaren Einsamkeit verstummt die Frage, was aus ihm geworden wäre, hätte er länger gelebt. Hätte er wie Peter Hacks die sterilen Höhen des Pop-Stalinismus erklommen? Wäre er in der Menge der Love Parade aufgegangen? Oder von Skinheads zusammengeschlagen worden?



„Die Schönheit von Ost-Berlin“: Das literarische Wunderkind Schernikau in vierfacher Darstellung. FOTO: ARNO DECLAIR

Der Abend entfaltet ein kleines Paradies des Aus-der-Zeit-Fallens – und erspart seinem Helden die Konfrontation mit Welt, Erfahrung, anderen Ansichten. Er sperrt ihn ins Ich und in die Schleifen der Selbstspiegelung. Wer Schernikau kannte, erzählte von Charme, Neugier, unglaublicher Zugewandtheit. Da dies fehlt, erstreckt die heftige Schönheit dieses Lebens im Außenseiter-Klischee. Schade. Am Ende gab die Mutter des Dichters allen auf der Bühne ein Küsschen. JENS BISKEY

# Eine spannende Lesereise durch das neue Mitteleuropa.

Traumhafte Landschaften, exotisches Essen und die Lebenslust einer jungen Generation. Erleben Sie das neue Mitteleuropa – Auslandskorrespondent Klaus Brill räumt mit alten Vorurteilen auf und macht Lust auf neue Entdeckungsreisen.



**Der Autor**  
Klaus Brill ist Auslandskorrespondent der Süddeutschen Zeitung. Seit 2005 berichtet er aus Mittel- und Osteuropa.



Aufbruch in die Moderne: das Zentrum Warschau mit dem Kulturpalast, einem Geschenk Stalins, und dem Neubau von Daniel Libeskind.

Jetzt für 14,90 € überall im Handel, unter [sz-shop.de](http://sz-shop.de), Tel. 089/21 83-18 10 oder im ServiceZentrum der Süddeutschen Zeitung, Fürstenfelder Str. 7, 80331 München.

Seien Sie anspruchsvoll.

Süddeutsche Zeitung